

Charlotte

Autor(en): **Kaeser, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Charlotte

VON JOHANN KAESER

Als etwas Lustgrünes flitzte sie an einem strahlenden Maientag in mein junges Leben. Wie brausender Frühlingswind kam sie, trotz ihrer Jahre. Und wenn sie da war, schon war alles gut! Denn wer verstund es so herrlich, das Leben heiter und schön zu gestalten, wie sie, Charlotte, das grüne, kleine Cabriolet!

Damals, als sie in mein junges Leben kam, welch köstlichen Inhalt barg sie! Laurenz, den Mann mit den Sonnenaugen, und ein kleines schwarzes Knäuel, das sich bei näherer Betrachtung als Kater, genannt Perry, entpuppte. Einen kurzen Frühling verbrachte ich mit diesen drei Unzertrennlichen. Kurz war er, dieser Frühling, sehr kurz; und doch lang genug, um ein ganzes Leben daran denken zu müssen!

Unermüdet trug uns Charlotte an die schönsten Orte, die meine Heimat barg. Doch ging es ins Tal der harrenden Bräute — Laurenz gab ihm diesen Namen — klang ihr Hupen noch einmal so freudig, wurde ihre Geschwindigkeit noch einmal so schnell.

Das Tal der harrenden Bräute, welch seltenes Flecklein Erde war es. Kaum hatte man es betreten, schon war man in seinem Banne. Seine Wiesen trugen das gleiche, lustiggrüne Kleid, wie Charlotte. Und der Himmel, der sich über ihm wölbte, glich einem kostbaren Stückchen lichtblauer Seide. Dann kamen sie, die harrenden Bräute. Als unzählige, duftigwehende Schleier zogen sie sich durchs Tal. Blühende Bäume waren es, diese harrenden Bräute, und über jedem von ihnen lag die Reinheit, die Feierlichkeit und Erwartung einer jungen Braut.

In diesem Tal geschah es, dass mir der Mann mit den Sonnenaugen von unserer Zukunft sprach. Seine Stimme strömte

die gleiche Wärme aus, wie seine Augen, die Wärme seiner südlichen Heimat. Welch herrliche Zukunft musste es werden, mit den drei Unzertrennlichen!

Dieser Zukunft wegen fuhr Laurenz für kurze Zeit in seine Heimat. Am Abschiedsmorgen brachte man mir nicht die üblichen Blumen, wie ich sie fast jeden Tag von ihm erhielt. An diesem unvergesslichen Morgen war es ein blühendes Zweiglein und kam aus dem Tal der harrenden Bräute. Dann kamen sie, Charlotte, der Mann mit den Sonnenaugen und Perry, der Kater, alle drei darauf bedacht, den Abschied recht fröhlich zu gestalten. Mit vielen kleinen Fähnchen meiner Heimat, die lustig im Frühlingswinde flatterten, hatte sich Charlotte geschmückt. Aus Laurenz' Sonnenaugen strahlte die ganze Liebe, die er für mich empfand. Und nur, wenn man ganz tief hineinsah, in diese Augen, gewährte man einen dunklen Schimmer von Wehmut und Abschiedsschmerz. Perrys schwarzes Fell zierte eine leuchtend rote Masche; denn er sollte doch recht fröhlich wirken, der Auszug dieser kleinen, geliebten Gesellschaft. Aber trotz all dieser Fröhlichkeit, trotz dem hellen Lachen und Charlottes zuversichtlichem Gefunkel gelang es mir nicht, mich von der tiefen Traurigkeit zu befreien, die sich in meinem Herzen festgesetzt hatte und nicht mehr weichen wollte. Noch ein letztes Grüssen aus strahlenden Sonnenaugen, ein letztes Winken von Perrys roter Masche, ein allerletztes Aufleuchten der grünen Charlotte — und die drei waren verschwunden.

Sie kehrten niemals zurück; denn meine treue, kleine Charlotte, samt ihrem köstlichen Inhalt, lag zertrümmert auf einer fremden Chaussee.

Briefkasten

DER REDAKTION



Herr Z. in J. fragt: Sind Jakob Schaffner und Dominik Müller, die beiden Schweizerdichter, die sich für das Dritte Reich begeistert und entschieden haben, wirkliche oder naturalisierte Schweizer? Ist ihre Abwendung von der Schweiz und der Demokratie aus ihrer nichtschweizerischen Herkunft zu erklären?

Antwort: Nein! Beide sind Schweizer, und zwar Basler. Aber die Basler können nichts dafür! Schaffner ist am 14. November 1875 dort geboren und lebte auch lange Zeit dort. Am 16. Januar 1871 fing Dominik Müller, mit seinem eigentlichen Namen Paul Schmitz, die Basler Luft zu atmen an. Wenn wir die Abwendung von den herkömmlichen schweizerischen Idealen beim einen oder andern erklären wollen, mag der Werdegang den oder jenen Aufschluss geben: Dominik Müller hat lange in Spanien und auch in Russland gelebt, und an beiden Orten nahm er nicht die Partei des Umsturzes, sondern der bestehenden Ordnung. Schaffner wurde in der so echt deutschen pietistischen Anstalt Beuggen erzogen, wenn wir nicht irren. Das gibt natürlich gewisse Impulse mit, welche uns eine daraus folgende Haltung erklären, aber nicht entschuldigen können. Bei Schaffner haben die schwere Jugend und das Leiden an der heimatlichen Enge, die ihm nie den erstrebten Dichterruhm zu erringen erlaubt hätte, nachgewirkt. Allgemein wird angenommen, dass er gleich Hamsun die Partei seiner «Verleger und Leser» genommen, d. h. sich dorthin geschlagen habe, wo seine Bücher zur Hauptsache gekauft wurden. Von ihm

ist bekannt, dass er dem Schweizerischen Schriftstellerverein während der Inflation 4000 Fr. Bezahlungsgeld mit 40 Fr. zurückbezahlte, d. h. er bezahlte so viele entwertete Mark zurück, als er früher gute Mark erhalten hatte. Eine Mark = eine Mark! Das ist immer als Beweis für seine sehr materiellen Motive ausgelegt worden. Dominik Müller scheint eher aus Witterung der seinerzeitigen politischen Konjunktur ausgerissen zu sein. Zu beneiden ist er so wenig wie Schaffner!

Frau Mu. in Kf. fragt: Mein Mann zitiert oft den Vers: «Bachab, ruft der Schenk verwundert!» Woher mögen wohl die Worte stammen?

Antwort: Das Gedicht, dem die Zeile zugehört, stammt von Ulrich Dürrenmatt und lautet:

Einmal eins ist eins.
Schulgesez mangelts keins.
Achtmal acht ist vierundsechzig.
Eine Bundesschul macht schlecht sich.
Neunmal neun ist einundachtzig.
Wahre Toleranz, die macht sich.
Zehnmahl zehn ist hundert.
«Bachab», ruft der Schenk verwundert.
Gemeint ist Bundesrat Schenk, und
«bachab» ging das Gesetz über den «eidgenössischen Schulvogt», das heisst über die Anstellung eines «Schulsekretärs», welcher das Primarschulwesen der Kantone studieren sollte, um die Säugigen unter ihnen zur Durchführung der Bundesforderungen, die in einem Verfassungsartikel begründet waren, anzuhalten. Der Abstimmungstag, der 26. November 1886, brachte einen mächtigen Sieg des Föderalismus.

Frl. T. in Int. fragt: Ist folgender Satz nicht Unsinn: «Sich wiegen heisst die Gesundheit kontrollieren?»

Antwort: Natürlich sollte es heissen: «Sich wägen heisst...» Aber das kommt davon! Nämlich davon, dass modernerweise die Kinder nicht mehr in Wiegen, wie ehemals, geschaukelt werden. Wir haben den zitierten Satz auch schon ge-

lesen, an mehr als einer der allenthalben placierten Standwagen! Denken Sie nur, wenn der selige Eichendorff in umgekehrter Weise «Wiegen» und «Wägen» wechselt, und gedichtet hätte:

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot.
Sie wissen nur von Kinderwägen,
von Sorgen, Last und Not und Brot.

Hans im Klee fragt: Ich habe mir sagen lassen, das jüdische Verbot, Schweinefleisch zu essen, habe einen hygienischen Grund. Ist vielleicht die früher allgemeine Verabscheuung des Pferdefleischgenusses hierzulande auch aus ähnlichen Gründen zu verstehen?

Antwort: Bei den Germanen war das Pferd Opfertier. Bei der Bekehrung zum Christentum gehörte das Abschweigen des Opfers und des Genusses von Opferfleisch zu den wichtigsten Forderungen, die dem Täufling gestellt wurden. Es wird allgemein angenommen, die Verpönung des Genusses von Rossfleisch sei nichts anderes als die vergessene, aber unbewusst weiter wirkende Feindschaft gegen die heidnischen Opferbräuche.

Lilly B. in X. fragt: Wie kommt es, dass Braun, meine Lieblingsfarbe, nicht unter den sieben Regenbogenfarben zu finden ist? Als mir diese Tatsache letzthin auffiel, wurde ich direkt betrübt.

Antwort: Ja, man kann sich über merkwürdige Dinge betrüben. Ich habe einen gekannt, der sich schämte, weil er Hans hiess. Sie kommen mir immerhin noch ganz gescheit vor. Denn seine Lieblingsfarbe möchte man gern bei jenen finden, die aus dem gebrochenen Lichte entstehen, nicht wahr! Vielleicht hat Goethe recht, der die Farben nicht aus dem Licht allein, sondern aus «Licht und Trübung» herleitete, so dass «Braun» entstünde, wenn man etwa Karmin und Orange mit Schwarz mischen würde. «Braun» ist übrigens so vieldeutig wie «Rot» oder «Blau», wie Sie wissen werden.